

Schweizersonntagnachmittag

Autor(en): **Müller, Dominik**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **5 (1915)**

Heft 38

PDF erstellt am: **19.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-640978>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

wie wir eben sahen, den Mächtigen dieser Erde, Kaisern und Königen, den Krieg. Der Name des Alpenfreistaates erfüllte die Welt und wer es immer konnte und im Beutel hatte, sicherte sich den starken Arm der Eidgenossen. Statt des Hirtenhemdes und des Hirtenstabes waren Blechhaube und Hellebarde der Alltagsruft der Schweizer geworden. Weltherren und Weltstädte zitterten vor ihnen. Hätten sie ihre Macht und Kraft ausgenutzt, sie hätten ein großes Reich gründen können. Es war eine glorreiche Zeit für die Waffen, aber eine segenlose Zeit für die Heimat. Denn die alten Eidgenossen hatten kein rechtes gemeinsames Ziel; kein tief vaterländischer Gedanke hielt sie zusammen. Wenn sie auch wohl Bundestreue hielten, wie im obigen Hiftörlein, so dachte für gewöhnlich doch jeder Stand zuerst an sich und stellte so gar oft die gemeine Eidgenossenschaft hinten. Diese lose Verbindung und kleinstädtischen Eifersüchteleien brachten uns dann zu Ende des 18. Jahrhunderts fast um die Freiheit, die doch mit so viel Blut und Schweiß gewonnen worden war. Denn als damals die Franzosen mit ihren siegreichen Heeren in unser Vaterland einbrachen, taten sich die Schweizer nicht zusammen. Jeder eidgenössische Stand meinte, das Welttheer auf eigene Faust bodigen zu können. Ja, jeder Bergbauer dachte, ich kann warten, bis mir der Feind gegen das eigene Haus rückt; ich will ihn dann schon rechtschaffen durch den Sauchelasten ziehen. Das war ein schönes, aber also ein unnützes Kraftgefühl und es war wohl gut, daß unsere Vorfäter vor vierhundert Jahren keine Großmacht begründet hätten. Bei ihrer geringen Einheit wäre das Reich in der nachmaligen Zeit der großen Revolution wie ein Kartenhaus auseinander gegangen. Die Kleinheit, die den Nachbarn dienende Geschlossenheit unseres Landes, retteten sozusagen damals unsere freie Alpenrepublik. Wir wollen daher unsern Vorfätern nicht zürnen, daß sie die Schweiz zu keiner losen Großmacht zu gestalten verstanden. Wir wollen ihnen danken für die rühmenswerte Kraft, die uns auf dem Gipfel der großen Nachbarreiche dieses wohnliche, wenn auch kleine Haus gebaut hat, auf dem das Zeichen der Freiheit weht. Sind wir drin ein kleines Volk, so sind wir doch in allen Dingen umtunlich; das müssen uns aller Herren Länder bezeugen. Sind wir ein mehrsprachiges Volk, so verstehen wir uns doch ganz wohl, denn wir lassen das Herz reden. Haben wir die Freude an Krieg und Blutvergießen von uns abgetan, so haben wir doch nicht von uns abgetan den Mut zur Verteidigung unseres Hauses und seiner so viel bedeutenden Fahne.

Ein Glöcklein schrillte durchs Haus.

Was kümmern mich die Schellen der ganzen Welt, wenn ich an mein Vaterland denke.

Aber das Glöcklein schrillt und schrillt. Da kam ich zu mir und mißmutig ging ich hinunter, die Haustüre zu öffnen; das Mädchen war ja wohl zur Ruhe gegangen. Wer mochte denn so spät noch kommen? — Meine Frau stand vor mir. „Ach, du bist's ja, das habe ich nun ganz vergessen,

daß du bei Francesco Chiesa in der Tonhalle gewesen bist. Und nun, wie war's denn?“ — „O, herrlich, köstlich,“ rief sie aus, „dieser Chiesa ist doch wohl ein Dichter von Gottesgnaden, ein echter Dichter. Was er gibt, ist nicht nur Blume, 's ist auch Duft, war er anbietet, ist nicht nur Stimme, 's ist auch Herz. Er ist doch wohl eine Nachtigall, denn er hat auch ihre bescheidene Art. Wie freue ich mich, daß dieser Sänger unser Eidgenosse ist!“

Da stieg ich wieder hinauf in meinen hochgelegenen Ausguck und schrieb ins Notizbüchlein: Liebe alte Eidgenossen und Vorfäter! Wenn es auch gläublich heilsam war, daß ihr kein großes Reich zusammentrugt, so will ich euch heute doch von ganzem Herzen danken, daß ihr einst wenigstens auf der Sonnenseite der Hausmauer unseres Schweizerhauses einen so prächtigen Garten anzulegen und ihn auch gegen alle seine Feinde zu bewahren veranstandet. Ehre den drei Urständen, die einstmals tollkühnen Mutes der Krone von Frankreich den Krieg zu erklären wagten, um uns einen sonnenseitigen Garten zu gewinnen. Ehre den Eidgenossen, die ihn erstreiten und behaupten halfen.

Jahrhundertlang freuten wir uns unseres südlichen Gartens. Jahrhundertlang hüteten ihn unsere Ahnen, mit der Hellebarde im Arm, ein immergrünes Reislein hinterm Ohr, auf den Mauern des Svito liegend. Jahrhundertlang wachten sie eifersüchtig über den Garten, den das rote Licht des Pfirsichbäumchens erleuchtet, und horchten von den Mauern der drei alten Burgen, den Becher mit Welschwein in der Faust, in die Gassen von Bellenz hinunter, auf das Klappern der zierlichen Zoccoli.

Wie gut ist's, daß uns die Ahnen diesen Garten auf der Sonnenseite gewonnen haben. Wie danken wir ihnen, daß sie uns mit den sonnenfrohen Bewohnern ewiglich verbanden, die da in den Luthhäuschen zu Lauis, Luggarus und Bellenz leben, und die heute unter unserm Schweizerbanner, als getreue Nachfahren der Helden Stanga und Stupa und der Sieger von Giornico, mit uns die Westseite unseres Hauses bewachen und schirmen helfen. Einer ihrer Besten hält ja heute den Hochsitz dieses Hauses inne.

Wie schön ist's, daß wir diesen Garten haben, in den wir uns nun durch unsere himmelhohe Hausmauer einen bequemen Eingang gebohrt haben. Wie herrlich ist's in diesem Garten, in unserm eigenen Schweizerischen Garten zu lustwandeln, in dem eigenen Garten, an dessen blauen Wassern eine schlüchternachtigall schluchzt und jubelt; die Nachtigall von Lauis, die einmal in unser verschneites Land flog, um uns in den erwachenden Lenz unseres sonnenseitigen Gartens einzuladen.

„Schon rann der Schnee, besiegt vom warmen Wind:

Nur an der Berge kühlfsten Schattenstellen

Lag er, wie Linnen, die zerrissen sind.

Schon plauschten, platschten, plauderten die Quellen

Von schönen Märchen“

Sing, liebe Nachtigall von Lauis, sing!

Schweizerfonntagnachmittag.

Es strahlt die Welt, es blüht der Hag,
's ist Schweizerfonntagnachmittag!

Vom Schießstand knallt der Büchsenfuß,
Dem Schweizerrohr ein Hochgenuß.

Am Dorfrand holpert Regelschub,
„Kranz! . . . Alle neune!“ ruft der Bub.

Gelächter hinterm Lattenschlag —
's ist Schweizerfonntagnachmittag.

Domink Müller.

Der Invalidenzug.

Skizze von Ernst Bütikofer, Biel.

„Was hast du denn so spät in Bern noch zu schaffen?“
„Ich habe eine Perronkarte für den Invalidenzug.“
Da war meine Mutter schon weg.

„Der Onkel darf auf den Perron!“ schrie mein acht-
jähriger Neffe, und dann war er auch weg! Bald kamen
beide wieder mit Tabak, Zigarren und Schokolade, die